

Der Sängervater Joh. Rud. Weber

Autor(en): **Vogt, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 37

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645910>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mitten in diese vergeistigte Sachwelt hinein stellt Fankhauser seine Gestalten. Es ist klar, daß das keine Alltags- und Dutzendmenschen sein können. Es sind Geschöpfe des Dichters, Abstraktionen; aber sie leben, atmen, fühlen wie wirkliche Menschen, nur heißer, leidenschaftlicher, ungehemmter. Meisterleistungen sind die Hauptgestalten Glanzmann und Vogt, aber auch die beiden Frauen, die Obermooserin und die Spenglerin.

Großartig realistische Szenen gelingen dem Verfasser, so die Gewitterszene im Anfang. Der knappe Stil glänzt völlig von innerer Fülle. Man lese etwa auch, wie Vogt mit Glanzmann die Stube betritt; die junge leidenschaftliche, nach Liebe schmachtende Frau des Schwärmeres Glanzmann sieht den großen Verführer zum erstenmal:

„Guten Abend und Glück ins Haus“, sprach er und richtete sich innerhalb der Schwelle wieder vollends auf! Glanzmann verschwand neben ihm wie ein armseliger Junge. Marianne duckte sich vor solcher Höhe zusammen wie in leiser Furcht, und ihre Augen maßen ihn von der Stirn bis zu den Füßen. Glanzmann trat näher und sagte: „Das ist meine Frau! Und dies ist der Vogt von Oberoltigen!“ Aber es schien, als ob keines der beiden seine Worte hörte, so scharf maßen sich ihre Blicke. Nur einen Augenblick lang, aber deutlich fühlbar für Glanzmann, der ins Leere sprach.

Vogt zog seine Hand aus der Brusttasche des weinroten Samtrodes und bot sie offen und nachdrücklich; die sonst so angriffliche Bäuerin aber legte kaum die Finger in diese offene Hand, wie ein Kind, das sich fürchtet, eine Flamme zu berühren. Vogt lächelte leise, verachtete Glanzmann, indem er in seiner ganzen Breite vor ihm mitten in die Stube trat, löste sein breites, rotwollenes Halstuch von dem starken Halse. Wie ein Baum wuchs dieser Hals aus der weißen Spitzenkrause, und stark geformt erschienen Riefer und Ohr, Zeichen ungebrochener Stärke.

Das wissende Lächeln aber, das die Lippen spitzig in den starken Bart hineinführte, erschien noch gefährlicher, wenn die weiße Linie um die Lippen aufblinkte.“

Und die weitere Szene der gegenseitigen Verführung ist meisterlich geschaut und mit wenigen, aber trefflichen Strichen gezeichnet.

Erfreulich ist, daß dem Verfasser ein Held gelungen ist, der zu Mitgefühl zwingt, der erregt und erschüttert. Bruder Glanzmann ist in der innersten Anlage eine tragische Gestalt, vom Dichter mit ganzer Liebe und Hingebung geschaffen, und darum menschlich interessant und packend. Und schön ist auch, daß er nicht ganz verlassen dasteht, daß er eine mitfühlende Seele findet, und daß diese gerade ein Pfarrer ist.

Wir glauben bestimmt, daß Fankhauser den Boden erreicht hat, auf dem er sicher steht und auf dem er auch den Weg zum verdienten Erfolg gehen wird. Wir wünschen ihm Glück dazu!

H. B.

Der Sängervater Joh. Rud. Weber.

Zum 50. Todestag, 22. September 1925.

Wir Berner haben alle Ursache, zum 50. Todestag des Sängervaters Johann Rudolf Weber zu gedenken, der am 22. September 1875 in Beatenberg, wo er sich zur Kur aufhielt, gestorben ist, dürfen wir doch in der Hauptsache ihm das Aufblühen unseres Kantonalgesangsvereins verdanken, der Gesangs- und der Volks- und Blechmusikvereine. Viele Jahre durch stand er an der Spitze des Kantonalgesangsvereins, leitete landauf und ab Musikkurse, arbeitete für die bernischen Volksschulen geeignete Gesangslehrrmittel aus und hat in Hunderte von bernischen Lehrern als Musiklehrer am bernischen Lehrerseminar Münchenbuchsee Freude und Begeisterung am schönen Gesang gesät.

Die Heimat von Sängervater Joh. Rud. Weber —

nicht zu verwechseln mit seinem ebenfalls berühmt gewordenen Sohn Gustav Weber, Komponist und Musikdirektor



Der Sängervater Joh. Rud. Weber.

in Zürich — ist die Gemeinde Wehikon im Zürcher Oberland, die in der Geschichte des Schweizerischen Volksgefanges eine bedeutende Rolle spielt, wirkten doch hier Pfarrer Johannes Schmidlin, der Komponist geistlicher Musik und Gründer und Leiter eines Chorvereins, Johann Egli, Johann Jakob Walder, die Begründer des weltlichen einstimmigen Gesangs in der deutschen Schweiz. Von Wehikon war auch Hans Georg Nägeli, den wir als den Begründer des vierstimmigen Männergefanges ansprechen dürfen. So wurde Wehikon die Wiege des Schweizerischen Volksgefanges. Joh. Rud. Weber zeigte schon in frühester Kindheit große musikalische Begabung, die sich von seinen Großeltern auf ihn vererbt hatte. Der Großvater väterlicherseits war Lehrer in Wehikon, der Großvater mütterlicherseits reisender Professor und Musiker, der von Dorf zu Dorf zog und die Kinder der Vornehmen in französisch, Rechnen und im Klavierspiel unterrichtete. Wie er als fünfjähriger Knabe das erste Konzertonorart verdiente, erzählt er in launiger Art selber: „Ich ging durch die Straße; eine Tochter machte Rüben aus; sie rief: „Hansruebeli, humm, sing mer eis, i gib der dann es Rüebli!“ Ich sang „Hoffe“ aus den Nägeli'schen Chorliedern...“ Im Bruder von Hans Georg Nägeli, der als Pfarrer in Wehikon wirkte, fand der Knabe einen eifrigen Förderer der musikalischen Anlagen. Er brachte den Vater des Knaben dazu, daß er ihm, kaum acht Jahre alt, ein Klavier kaufte. In diesem Alter komponierte er Lieder des Kirchengesangbuches, die ihm nicht gefielen, um 13 Jahre alt durfte er auf Vermittlung von Pfarrer Nägeli nach Zürich zu Hans Georg Nägeli, der sich sehr für seine musikalischen Erstlinge interessierte, ihm fruchtbare Winke erteilte, ihn in die Harmonielehre einführte. Als eljähriger Bube hatte er seinen Bruder, der als Lehrer in Robank bei Wehikon wirkte, im Gesang zu vertreten.

Im Jahre 1835 trat unser Sängervater in das von dem berühmten Pädagogen Thomas Scherr geleitete Lehrerseminar in Rüschegg ein, schrieb als Seminarist „Der musikalische Examinator“ und eine „Musikalische Grammatik“, vertrat während eines Semesters den Gesangslehrer des Seminars und fand eine Lehrstelle nach bestandnem Examen in Hirslanden. Hier hatte er die drei ersten Schuljahre zu unterrichten, hatte besondere Freude an der stimmbegabten Schülerin Marie Hottinger, später seine Gattin. In Hirslanden realisierte Weber seine Ansicht, die Kinder möglichst

frühzeitig singen zu lehren. Mit seinen kleinen Volksschülern gab er Aufführungen, die die Aufmerksamkeit von Musikfreunden im nahen Zürich erregten. Man verschaffte ihm ein staatliches Stipendium, damit er sich in Deutschland in der Musik weiter ausbilden könne. Sülher in Tübingen, der Meister des Volksliedes, wurde sein erster Lehrer. Noch günstiger wirkte ein Aufenthalt bei Musikdirektor Frech am Seminar Ehlingen. Hier trat er in Publikationen gegen den schlechten Gesangunterricht in der Schule auf und wurde vom Ministerium mit einem Gutachten über ein neu einzuführendes Gesanglehrmittel beauftragt. Den in Deutschland damals üblichen einstimmigen Kirchengesang suchte er, allerdings ohne Erfolg, durch den mehrstimmigen nach Schweizerischem Brauch zu ersetzen. Er veröffentlichte Grundzüge für den ersten Gesangunterricht und gab 43 Lieder für diesen heraus, die in kurzer Zeit in mehr als 100,000 Exemplaren verkauft waren. Ueber seine Tätigkeit führte er gewissenhaft Tagebuch und berichtete ausführlich nach Zürich. Trotzdem wurde sein Gesuch um Verlängerung des Stipendiums 1840 abschlägig beschieden und er mußte in die Schweiz zurückkehren. In Zürich war aber infolge der Septemberrevolution 1839 seines Bleibens nicht. Er fand zunächst eine Anstellung als Gesanglehrer im Erziehungsinstitut Rauscher in Wangen a. A. Damit begann seine Tätigkeit im Kanton Bern. Er verließ den Kanton bis zu seinem Lebensende nicht mehr. In Wangen lernte ihn der damalige Direktor des Lehrerseminars in Münchenbuchsee kennen, Seminardirektor Rikli. Er berief den jungen, tüchtigen Musiker als Gesanglehrer nach Münchenbuchsee ans Lehrerseminar. Am 19. April 1842 begann er seine Tätigkeit in Münchenbuchsee, hatte damit das schönste Feld für seine initiativ Tätigkeit gefunden. Mit tüchtigem Wissen und Können ausgerüstet, voll Freude und Eifer, nahm er seine Arbeiten auf. Ein Schüler schrieb über seine Arbeit: „Seine Schüler wußte er zu fesseln, für die edle Sache zu begeistern durch die Gründlichkeit und Klarheit seines Vortrages; und durch den umfangreichen Gesangsstoff, in den er sie nach und nach einführte, wußte er ihr Wissen und Können in richtigen Einflang zu bringen...“ Auf seine schöpferische Tätigkeit wirkte namentlich sein intimer Freund und späterer Seminardirektor Grunholzer, ein geistreicher, talentvoller Mann, ein. Zu dessen Versen komponierte er eine prächtige Weihnachtskantate, gab in den vierziger Jahren auch sein weiland sehr berühmtes vierbändiges Werk über die Gesangslehre heraus. Gleichzeitig erteilte er den Gesangunterricht am Lehrerinnenseminar in Hindelbank. Zu Fuß ging er jeweilen von Münchenbuchsee nach Hindelbank und zurück, oft des Nachts. Von 1848 an war er Direktor des bernischen Kantongesangsvereins und wirkte in Wort und Schrift für dessen Entwicklung.

1852 trat im Kanton Bern der politische Umschwung ein, dem Seminardirektor Grunholzer weichen mußte. Unter den Lehrern, die ihre Entlassung erhielten, befand sich auch Weber. Das schmerzte ihn tief. Die musikalische Tätigkeit hemmte es allerdings nicht. Er wandte sich nach Bern und gründete hier eine Musikschule. Daneben brachte ihm eine neue Klavierhandlung nicht unwichtigen Erwerb. Er dirigierte die „Bernier Liedertafel“, nach deren Trennung in zwei Vereine den „Frohsinn“. Ueber seine Musikschule schrieb er an einen Freund: „Meine Musikschule geht ihren guten Gang, zufrieden bin ich aber mit meiner vollen Leistung nicht. Ich bin immer von dem Gedanken beseelt, die Schüler sollten nicht bloß reproduktiv gebildet werden; alles, was sie erhalten, alle Musikstücke, die sie lernen, sollten sogleich im Leben verwendbar sein. Ein Choral, ein Tanz, ein Lied singen und begleiten, das sollte von Stufe zu Stufe immer da sein, sodaß sie für alle Lebensverhältnisse, Stimmungen u. immer gerüstet wären; so würde das produktive Vermögen auch gestärkt. Alle Musikstücke sollen dem Geist des Schülers angemessen sein. Von dieser Lehrmethode bin ich noch ziemlich entfernt, doch rückt's immer näher.“

Im Jahre 1860 wurde Johann Rudolf Weber wieder zum Gesangs- und Musiklehrer in Münchenbuchsee am Lehrerseminar gewählt, ohne in der Folge seinen Berner Wohnort aufgeben zu müssen. Im gleichen Jahr wurde er Ehrenmitglied des eidgenössischen Sängerbundes, Mitglied des Zentral- und Musikkomitees, sowie des Kampfgerichts. Waffer wirkte er für ein gesundes, reges Sängereleben, wurde bald hierhin, bald dorthin als Leiter von Kursen berufen, überall seine Schüler begeisternd. Diese Wirksamkeit trug ihm den Ehrentitel „Sängervater“ ein, den er mit Ignaz Heim teilt. Von 1860–1872 wirkte er an allen eidgenössischen und kantonalen Musikfesten als Kampfrichter mit, oft als Präsident des Kampfgerichts. 1861 gründete er das Schweizerische Sängerbund, das zu einem Sprechsaal für das Sängereleben der Schweiz und des Kantons Bern wurde. Zu seinem 1848 mit Grunholzer bearbeiteten Schulgesangbuch, samt Gesanglehre trat 1865 sein Heft „Lieder und Übungen“, das binnen kurzem in 20,000 Exemplaren verbreitet war. In diese Zeit fällt auch die Bearbeitung der obligatorischen Gesanglehrmittel für die bernische Volksschule, die sich in wenigen Jahren mit einigen Abänderungen auch in den Kantonen Zürich, St. Gallen, Appenzell, Argau, Solothurn, Thurgau und Schaffhausen einbürgerten. Im letzten Lebensjahre begann er noch mit der Bearbeitung eines Schulbuchs für die Singschulen der französischen Schweiz. In den siebziger Jahren erteilte er auch den Gesangunterricht an der Einwohnermädchenschule in Bern und wirkte für die Verbesserung des Kirchengesangs und des Kirchengesangbuches.

Viel Freude erlebte er an seinen Kindern. Gustav Weber hatte die musikalischen Talente seines Vaters geerbt. Er ging noch nicht in die Schule, als er die schwierigsten Akkorde zu treffen wußte. Als elfjähriger Knabe komponierte er in mozartischem Stile eine Sonate. Er wurde später ein geschätzter Musikdirektor und Komponist in Zürich.

Im Frühjahr 1875 wurde Johann Rudolf Weber leidend. Dem eidgenössischen Sängerfest konnte er nicht mehr beiwohnen. Er suchte Erholung in der Kaltwasserheilanstalt Brestenberg, dann auf dem Beatenberg. Hier ereilte ihn am 22. September 1875 der Tod. Die Berner bereiteten ihrem Sängervater ein ergreifendes Leichenbegängnis. Seine sterbliche Hülle wurde auf dem Rosengarten zu Bern beigesetzt. Seminardirektor Rüegg zeichnete das Lebensbild seines Freundes und die Seminaristen von Hofwil sangen die Lieder „Stumm schläft der Sänger“ und „Es lebt in jeder Schweizerbrust“. Realschuldirektor Lüscher legte als Präsident der Berner Liedertafel einen Vorbeerkrantz auf das Grab des einstigen Mitbegründers des Vereines, vorübergehenden Direktors und langjährigen Ehrenmitgliedes.

Fünzig Jahre sind seit dem Tode des Sängervaters ins Meer der Vergangenheit gestiegen. In Sängerkreisen aber spricht man immer noch mit der größten Ehrfurcht von dem gediegenen Manne und seinen Verdiensten um den Volksgesang.

F. Vogt.

J. C. Heer,

der Dichter des „König der Bernina“ gestorben.

Am 20. August ist in Zürich, im Alter von 66 Jahren, der bekannte Schweizer Dichter J. C. Heer gestorben.

Mit J. C. Heer geht der Schweizer Schriftsteller zu Grabe, der die Eroberung des deutschen Leserkreises für die schweizerische Romanliteratur, die Gottfried Keller im engeren Kreise begonnen hat, weiter vollendete. J. C. Heer wurde im Jahre 1859 in Töb bei Winterthur als Sohn eines einfachen Handwerkers geboren, besuchte die Mittel- und Hochschulen und wandte sich hierauf dem Lehrerberuf zu. Mit einem frisch und anschaulich geschriebenen Reisetagebuch: „Ferien an der Adria“, trat er zum erstenmal als Schriftsteller an die Öffentlichkeit.